Die Brieftasche.

Zeitschrift für Bildung und Unterhaltung.

Sonnabend — No. 18. — den 5. Mai 1832.

Bruchstücke aus den Memoiren der Madame de Motteville.

(Fortsetzung.)

Die beiden Unglücklichen, die mit ihrem Leben büßten, würden dasselbe auch gerettet haben und nachher begnadigt worden seyn, so gut wie Bouillon und Fontrailles, wenn sie sich nur für einige Monate, oder höchstens für ein Jahr der Gefahr entzogen hätten, denn der Kardinal starb bald darauf und der König ein Jahr nachher. Richelieu war noch auf dem Todtenbette so erfreut, triumphirt zu haben, daß sein Beichtvater ihn erinnern mußte, seinen Feinden zu verzeihen. „Ich habe keine andere Feinde" antwortete er, „als die Feinde des Staats."

Die Königin, die seinen Tod nicht beweinte, fing jetzt an ihre künftige Größe zu ahnen, denn alles drängte sich zu ihr. Zwar behandelte sie der König nicht besser als zuvor, aber sie war die Mutter zweier Prinzen und die Gemahlin eines kränklichen Monarchen; sie stand einer Regentschaft am nächsten, die lange dauern sollte, und Jedermann bemühte sich, auf diesen Fall in ihrer Gunst zu stehen. Der kranke König erklärte, er wolle nun selbst regieren. Er begnadigte Verbrecher, öffnete Gefängnisse, rief Verbannte zurück, und that alles, um das Volk zu überreden, daß die bisherigen Grausamkeiten nicht auf seine Rechnung kämen. So hatte er wenigstens das Vergnügen, gesegnet zu sterben. Doch zuvor rief er den Kardinal Mazarin in's Ministerium, einen Italiener von Geburt, aber auch ein halber Spanier durch seinen langen Aufenthalt daselbst; ein Freund von Richelieu. Vermuthlich würde auch Er eine große Gewalt über den König errungen haben, wenn dieser länger gelebt hätte. Allein er unterlag seinem Kummer, seinen Mühseligkeiten, seinen Arzneien und seinen angreifenden Jagd-Parthien. Das Leben war ihm zur Last, er warf diese Bürde gern von sich, denn er war immer unglücklich gewesen. Jetzt bereute er auch sein Verfahren gegen seine Mutter, und bat Gott öffentlich deshalb um Verzeihung. Sterbend erklärte er seine Gemahlin zur Regentin. Sie wurde in den Geheimenrath eingeführt, wo der König, in Gegenwart des Parlaments, und aller Großen des Reichs, diese Erklärung vorlesen ließ. Sie mußte schwören, alle Punkte derselben getreulich zu beobachten; sie schwur, aber mit geheimen Vorbehalt, diejenigen Personen, die ihre Freundschaft oder ihren Haß verdient hatten, nach ihrem Willen zu behandeln. Zu den letztern gehörte Chavigni, der sich, durch den Entwurf der königlichen Erklärung, ein großes Verdienst um sie erworben zu haben glaubte, und von einer Gunst träumte, die er nicht gewann. Der König hatte verordnen wollen, daß der Groß-Siegelbewahrer, Chateauneuf, und Madame de Cheuvreuse, nie wieder an den Hof zurückberufen werden sollten, allein es wurde ihm ausgeredet, weil Jedermann der künftigen Regentin gefallen wollte.

Als Ludwig den Herzog von Beaufort in seinem Zimmer erblickte, sagte er zu seinen Vertrauten: „diese Leute kommen um zu sehen, ob ich nicht bald sterben werde." Heftig fügte er noch hinzu: „wenn ich davon komme, so sollen sie mir das Verlangen nach meinem Tode theuer bezahlen.

Seine Kinder empfahl er der Königin und starb sechs Wochen lang täglich. Es gab herzlose Spötter, welche meinten, er mache den Zuschauern lange Weile. Eines Tages ließ er die Fenster nach der Seite von St. Denis öffnen, sah hinaus und sagte: „Dort werde ich lange wohnen. Mein Körper wird verzweifelt gerüttelt werden, denn die Wege sind schlecht." Seguin, der erste Arzt der Königin, hat mir erzählt, daß der König, zwei Stunden vor seinem Tode, ihn an das Bett gerufen, und ihm gesagt habe: „Seguin, fühle mir an den Puls, und sage mir, wie viele Stunden ich noch zu leben habe? täusche mich

aber nicht." — Da der Arzt ihn sehr gefaßt sah, so antwortete er: „Sire, Sie haben noch zwei oder drei Stunden zu leben." Da faltete der König die Hände, richtete seine Augen gen Himmel und sprach sehr gelassen: „Wohlan, mein Gott! ich bin es von Herzen zufrieden." Er starb am 14. Mai 1643 im 42sten Jahre seines Alters.

Die Betrübniß der Königin war unerkünstelt. Man mußte sie von seinem Bette wegreißen, wo sie beständig auf ihren Knieen gebetet hatte. Sie selbst hat mir gesagt, daß, als sie ihn sterbend gesehen, ihr zu Muthe gewesen sey, als ob ihr das Herz aus dem Leibe gerissen würde. In solchen Augenblicken vergißt eine schöne Seele alle erlittenen Kränkungen. Sie begab sich sogleich zum Dauphin, der nun König geworden, und umarmte ihn weinend als ihren Sohn und Monarchen.

Ich kann von Ludwig XIII. nicht scheiden, ohne ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er hatte Fehler, die ihm die Herzen seiner Unterhanen und seiner Familie entfremdeten, aber er besaß auch große, zu wenig gekannte Tugenden. Er war fromm aber auch tapfer und einer der besten Generale in seinem Reiche, wie einer seiner Vertrautesten mich versichert hat; in Gefahren furchtlos, den Muth schätzend und belohnend. Sein größter Verdruß über Richelieu war, daß dieser, unter allerlei Vorwand, ihn stets abhielt, seine Armeen selbst zu kommandiren. Er hatte viel Geist und Kenntnisse. Der Kardinal selbst bekannte, daß im Geheimenrath des Königs Meinung gewöhnlich die beste wäre, und daß er oft in den schwierigsten Fällen die glücklichsten Auswege fände. Vom Herzog von St. Simon weiß ich, daß er, in den Händeln mit seiner Mutter den Kardinal blos aus Gerechtigkeitsliebe geschützt habe. Zwar hatte sie den König sehr zu Unwillen gereizt, als sie ihn vergebens vor sich knieen ließ, dennoch sagte er gleich darauf zu Versailles, als der Kardinal sich erbot, seine Würden niederzulegen: „Nein, Herr Kardinal ich will das nicht, weil Sie gegen meine Mutter sich nicht vergangen haben; hätten Sie das gethan, ich würde Sie nie wieder sehn. Da aber alles nur Kabale gegen Sie ist, so würde ich nicht gerecht handeln, wenn ich Sie verließe." Damals hegte er noch keinen Gedanken von dem Auftritte zu Compiegne. Richelieu überredete ihn, seine Mutter auf einige Zeit zu verhaften, bis die Kabale gänzlich vernichtet sey, dann könne er sie zurückberufen. Als aber Marie nach Flandern entfloh, (wozu Richelieu selbst die Hände soll geboten haben) da wurde es den Ministern leicht, den König zu überreden, daß die Abwesenheit seiner Mutter der Ruhe des Staats zuträglich sey. Das ist alles, was sich zur Entschuldigung dieser bösen Stunde seines Lebens sagen läßt. Er ist darum doch der Gerechte zubenamt worden. Außer seinen königlichen Eigenschaften, der Tapferkeit und Gerechtigkeit, besaß er auch Talente, die den Privatmann zieren. Er liebte die Musik und alle mechanische Künste, die er selbst mit großer Fertigkeit übte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Spottvogel.

Der Europäer, der früher die Nachtigall behorcht und bewundert hat, wie sie, gedrückt in den Schatten des Eichbaumes, ihre nächtliche Hymne anstimmt, kommt von seiner Bewunderung gänzlich zurück, wenn er den ausschließlich in Amerika wohnenden Spottvogel hört, wenn die Töne seines Lieblingsgesanges aus dem Laube der Magnesie von Louisiana mit dem gewaltigen Stamme und der ungeheuern, sich nimmer entblätternden Krone dringen. In diesen Revieren sieht man Weinranken und den indischen Jasmin, in einander verschlungen, sich um kräftige Baumstämme winden, sie überragen, krönen und in Gewinden niederfallen; balsamische Wohlgerüche erfüllen die Luft. Ueberall Blumen, reifender Wein, hochrothe Doldentrauben, ein lauer berauschender Dunstkreis; es ist, als hätte die Natur, gedrückt von der Last ihrer Schätze, einmal Halt gemacht, um dieselben aus ihrem Schooße über dieses gesegnete Land auszuschütten. Blickt der Wanderer nach oben, so sieht er auf einem Baumaste den weiblichen Spottvogel ruhen. Um ihn schweift, leicht wie ein Schmetterling, in schnellem Fluge das Männchen, schwebt auf- und abwärts und wieder aufwärts, die feurigen Augen ohne Unterlaß auf das Weibchen geheftet, und den Gegenstand seiner Liebe mit dem Kopfe begrüßend. So oft er sich gen Himmel emporschwingt, beginnt er seine Freudenhymne von Neuem. Kein Vogelgesang in der Welt ist melodischer und brillanter zugleich, als dieser. Der Spottvogel beginnt nicht, gleich der Nachtigall, mit langen melancholischen Seufzern, vielmehr intonirt er mit Leidenschaft und Kraft, und modulirt und vervielfältigt dann im Verfolge sein Lied mit unglaublicher Kunst, indem er sich bemüht, Nachahmungen der sanftesten Naturtöne, des Rauschens der Blätter, des Gesanges des Hänflings, des Rieselns der Bäche, mit seiner eigenen musikalischen Komposition zu verschmelzen. Es ist aber dieser im Fluge ausgeführte Gesang nur erst ein Vorspiel. Wenn er sich endlich auf den Zweig, der seine Gefährtin trägt, niedergelassen hat, werden seine Töne zwar weniger brillant, aber markiger, gewählter. Bald verläßt er seinen Standort wieder, schwebt von Neuem bald hinab, bald hinauf, sieht sich rings um, als wollte er sich versichern, daß seine Ruhe durch kein feindseliges Wesen bedroht sey, schlägt mit den

Flügeln, und seine abgemessenen Bewegungen in der Luft gleichen einem lustigen Tanze. Endlich pflanzt er sich wieder neben dem Weibchen hin, und giebt ihm als Schlußstück des großen Konzerts eine ganz vortreffliche Parodie der Melodien, der Mundarten, des Schreiens und Pfeifens aller andern Vogelgeschlechter. Da glaubt man den Hänfling, das Rebhuhn und die Eule zu hören, dann wieder das Schnattern der Ente und das Glucksen der Henne. Endlich gebietet eine Art von Seufzer, ein trauriger, halberstickter Ton, der sich aus der Kehle des Weibchens vernehmen läßt, dem Spottvogel Stillschweigen und lockt ihn näher zu der Gefährtin hin. Nun sind sie ein Paar, durchflattern als solches gemeinschaftlich die Luft, und denken darauf, sich häuslich niederzulassen. Gewöhnlich wählen sie ihren Aufenthalt in der Nähe eines bewohnten Hauses. Sie wissen, daß dies dem Hausmann Vergnügen macht, und kein Vogel ist weniger scheu, als der Spottvogel. Bald haben der Feigen-, Orangen- und Birnbaum die zu Erbauung der Nester erforderlichen Materialien geliefert, und das mit dürren Zweigen, Blättern, Flachs, Baumwolle ausgelegte kleine Gebäude ist an einer Stelle, wo zwei Aeste gabelförmig auseinander laufen, bald fertig. Fünf Eier werden in das weiche Lager niedergelegt, und dem Männchen bleibt kein anderes Geschäft, als zu singen, für die Sicherheit der Seinigen zu sorgen, und darum die Schlangen, Katzen und Raubvögel von seiner kleinen Besitzung fern zu halten. So vergehen vierzehn Tage; dann fliegt die junge Brut aus, scheidet von den Eltern, und sorgt selbst für ihr Fortkommen.

Der Diplomat als Riese.

Die Ankunft des russischen Gesandten, Graf Orloff, gab in London zu einer höchst komischen Scene Veranlassung. Herr v. Orloff ist ein Mann von sehr großer Statur. Nun traf es sich, daß an dem Tage seiner Ankunft, ein Engländer einen Riesen vom festen Lande erwartete, den er öffentlich für Geld zeigen wollte. Der Engländer stand auf dem Quai, bei dem Thurm von London, wo die von Frankreich und Holland kommenden Paketboote landen, als er in einem Ausschiffungsboot einen Mann erblickte, dessen Figur über die, der neben ihm Stehenden mächtig emporragte. Er zweifelte daher nicht im Mindesten, daß jene große Person der Riese sey, mit welchem er in Unterhandlung gestanden. Schnell wirft er sich in einen Kahn und segelt, den Kontrakt in der Hand haltend, auf seinen Mann los, um den Vertrag von ihm augenblicklich ratificiren zu lassen, ehe andere Concurrenten, durch den zu hoffenden Gewinn angelockt, ihm zuvorkämen. Bei dem Schiffe angelangt, eilt er auf Hrn. v. Orloff zu und sagt: „endlich sind Sie da! Wir hielten gestern bereits eine Conferenz auf den Grund Ihrer Vollmacht, und ich bitte Sie so gütig zu seyn, diese Schrift zu unterzeichnen, sobald Sie an das Land treten, und ehe Sie Jemand zu sehen bekommt.“ „Wie,“ erwiedert Graf Orloff, „Sie haben ohne mich eine Conferenz gehalten, ohne mich zu erwarten? Ich werde in keinem Fall unterzeichnen, und am wenigsten, bevor ich nicht mit dem preußischen Gesandten conferirt habe.“ Bei Nennung des preußischen Gesandten, blieb der Engländer starr vor Verwunderung und gab Hrn. v. Orloff so komische Erklärungen über dieses seltsame Quiproquo, daß der Vorfall, vom Grafen Orloff selbst dem Fürsten Talleyrand höchst launig vorgetragen, in den Sälen Londons außerordentlich belacht wurde.

Anekdote.

Als der Pabst Hadrian IV. sich in Marseille befand, wendeten sich drei Damen, Frau v. Chateaubriand, v. Chatillon und die Baillive von Caroi, die durch den Tod ihrer Männer in eine solche große Traurigkeit und Schwäche versetzt worden waren, daß sie nicht glaubten es mehr aushalten zu können, an einen Neffen des Pabstes, den Herzog von Albanien, um von Sr. Heiligkeit die Erlaubniß zu erhalten, an den Festtagen Fleisch essen zu dürfen. Der Herzog versprach ihnen, ihr Gesuch zu unterstützen, nahm sich aber gleich vor, sich und Franz I. auf ihre Kosten einen Spaß zu machen. Er ließ daher die drei Damen in die Wohnung des Pabstes kommen, wo sich dieselben dann vor dem Pabste niederwarfen, und nun sagte der Herzog so leise auf italienisch zu dem Pabste, daß die Frauen ihn nicht verstehen konnten: Ew. Heiligkeit sehen hier drei rechtschaffene Wittwen, die in Folge der großen Liebe, welche sie zu ihren verstorbenen Männern tragen, und der Zärtlichkeit die sie für die Kinder unter ihrem Herzen hegen, bisweilen sehr heftigen fleischlichen Versuchungen unterliegen, und deswegen Ew. Heiligkeit demüthig bitten, dann und wann, wenn das Gelüste zu stark wird, demselben etwas nachgeben zu dürfen. „Wie!“ rief der Pabst, „sie wollen gegen Gottes Gebot handeln! Dazu kann ich keine Erlaubniß geben.“ „Sehen Sie sie hier zu Ihren Füßen,“ fuhr Albanien fort, „und hören Sie selbst ihre flehentlichen Bitten.“ Frau v. Chateaubriand nahm nun das Wort und sprach: „O heiligster Vater, wir haben den Herzog von Albanien gebeten, Ihnen unsere Schwächen zu gestehen.“ „Meine Töchter,“ erwiederte der Pabst, „Euer Wunsch ist durchaus unstatthaft und widerstreitet Gottes Gebot.“ Aber die Damen, welche nicht wußten, was der böse Schalk von ihnen gemeldet hatte, begannen

nun einstimmig den Pabst zu bitten, es ihnen wenigstens drei Mal die Woche zu erlauben. „Wie!“ rief der Pabst voller Unwillen, „drei Mal! so viel gestatte ich mir selbst nicht.“ Den Damen fing endlich an aus dem Eifer und Zornworten des Pabstes ein Licht aufzugehen, und mit lauter Stimme riefen sie nun aus: „Heiliger Gott, wir wollen ja blos Fleisch essen!“ Da der Pabst sah, daß ihr Sinn auf weiter nichts gestellt war, schalt er seinen boshaften Vetter aus und gestattete den Damen ihren Wunsch; Franz I. aber belustigte sich außerordentlich über die Geschichte, als er sie vernahm.

Zur Zeitgeschichte.

Bei einem Streit, den Ludwig XVI., als Dauphin, mit seinem jüngern Bruder d'Artois hatte, und wobei es zu Thätlichkeiten kam, wurde der Graf von Provence zum Könige (Ludwig XV.) gerufen, der folgende verhängnißvolle Worte zu ihm sprach: „Ihnen, als dem verständigsten meiner Enkel, sollte es vorbehalten seyn, den Vermittler zwischen Ihren Brüdern zu machen; diese Rolle scheint Ihrer Klugheit für die Zukunft bestimmt.“ — Alle drei Brüder wurden in der Folge Könige, und die Regierung Ludwigs XVIII. (Graf von Provence) kann in der That als eine Vermittlung der Revolution unter Ludwig XVI. und des Absolutismus unter Karl X. betrachtet werden. — Diese Anekdote ist den kürzlich erschienenen „Denkwürdigkeiten Ludwiggs XVIII., von ihm selbst; herausgegeben vom Herzog D**“, entnommen. — Eine andere Stelle dieses Werkes lautet eben so verhängnißvoll — wenn sie nicht von einer spätern Hand untergeschoben ist! „Stets war mein Grundsatz, daß ein König sich bei den Prinzen seines Blutes strenger in Ansehen setzen müsse, als bei dem Volke. Diese Prinzen üben einen Einfluß über letzteres, gegen den man nicht mißtrauisch genug seyn kann. So werde ich nie dem Zweige Orleans den Titel „königliche Hoheit“ geben, um den er sich seit 1814 unverdrossen bewirbt. Diese Familie wird der ältern stets gefährlicher, und man muß sie vom Thron möglichst zu entfernen suchen.“

Buntes.

Ein rheinpreußisches Blatt enthält eine lange Protestation gegen das absolut-monarchische Verfahren des königl. Gewerberaths in Köln. Das Merkwürdigste dabei ist, daß sie das deutsche Titelregister um eine Nummer vermehrt. Sie ist nämlich wörtlich unterschrieben: Wilhelm Anton Norrenberg, königl. Gewerberath und beglückter Inhaber eines königlichen Handschreibens.

Paganini hat in der Person eines Cäsar Emiliani einen Nebenbuhler erhalten, der auf der Violine besonders die menschliche Stimme auf die reinste und angenehmste Weise nachzuahmen versteht, sich in Neapel, Rom und Mailand den größten Beifall erworben hat, und nun auch in Paris angekommen ist, um sich daselbst hören zu lassen.

Witz und Scherz.

Ein reicher Gutsbesitzer verschwendete in kurzer Zeit sein Vermögen. Aus Kummer darüber wurde er krank. Als man ihm nun zur Ader ließ, und der Arzt sagte: „das Blut ist ganz grün;“ erwiederte der Patient: „das wundert mich nicht, denn ich habe mein Getreide, als es noch unreif war, bereits grün durchgebracht.“

„Verzeihen Sie“ — so schloß ein Stubenmädchen ihren Brief — „meine schlechte Ottergravieh, aber ich habe Niemant nicht, der mir eine gute Vetter schneyt.“

Silbenräthsel.

(Dreisilbig.)

Meine beiden Ersten sind ein Tribut dem edlen Mann,
Der im Kampf mit Feindesmacht, oder auch im eignen Herzen,
Das bezwingt, was unrecht ist, der mit felsenfester Treu
Sich bewahrt als wohlgediegen, der sich selber achten kann.

Auch die Dritte meines Ganzen ist von höchster Wichtigkeit:
Sie entscheidet Tod und Leben, sie giebt Wonne, sie giebt Leid;
Kann im nächsten Augenblicke jede Hoffnung Dir zerstören,
Kann die reinste Liebe selbst oft in bittern Haß verkehren.

Darum soll mein Ganzes Dir heilig, unverletzbar seyn,
Halt' es fest in Deinem Innern, setz' es nicht im Leben ein;
Denn Du kannst es nicht ermessen, brichst Du, was mein Ganzes nennt,
Welches Unheil Du bewirkest, wenn es Herz vom Herzen trennt.

Auflösung der Charade im vorigen Stück.

Hofmann.
